Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 57=77 (1911)

Heft: 2

Artikel: Das Buch des Obersten Gertsch

Autor: Wille, U.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-29184

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LVII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXVII. Jahrgang.

Nr. 2 Basel, 14. Januar **1911**

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an **Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel.** Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.
Redaktion: Oberst **U. Wille**, Meilen; Oberst **Fritz Gertsch**, Bern.

Inhalt: Das Buch des Obersten Gertsch. — Fortschritte? (Fortsetzung.) - Ausland: Frankreich: Verwendung der Maschinengewehre im Winter. — Rumänien: Neues Pulver. — Vereinigte Staaten von Amerika: Jahresbericht des Adjutant-General. — Berichtigung.

Das Buch des Obersten Gertsch.*)

Zwei Tage, bevor der II. Band des Buches des Obersten Gertsch „Vom Russisch - Japanischen Kriege" in den Buchhandlungen auflag, und bevor überhaupt das Publikum wissen konnte, daß dieses, aus gewissen Gründen mit gewisser Spannung erwartete Werk erschienen sei, brachte die „Züricher Post" eine eingesandte Kritik desselben, die es als Non-valeur hinstellte und die mit unschönen Ausfällen gegen Verfasser und Werk garniert war. Die Zeitungsredaktion hatte erst am Morgen dieses Tages, an dem gegen Abend die Besprechung erschien, ihr Rezensions-Exemplar erhalten, daher, wenn auf dieses hin der Einsender geschrieben, so war unmöglich, von dem Buch, das vernichtender Kritik unterzogen wurde, viel mehr gelesen zu haben, als vielleicht das kurze Vorwort, über das der Kritiker witzelte, und das Inhaltsverzeichnis. Es waren indessen vorher von dem Buch, das als dienstlicher Bericht über die Mission auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz seit 2½ Monaten beim Militärdepartement lag, eine sehr beschränkte Anzahl Exemplare mit dem Vermerk „als Manuskript gedruckt" dienstlich verteilt worden. Wenn auch selbstverständlich keiner der Empfänger als Verfasser solcher Kritik vermutet werden kann, so muß doch, sofern der Kritiker das Buch, über das er urteilte, wirklich gelesen haben will, angenommen werden, daß er seine Kenntnisse derselben aus einem der offiziellen Exemplare geschöpft und dann seine Kritik verfasst und bereit gelegt hatte, um gleich Stimmung gegen das Buch zu machen, sowie es an die Oeffentlichkeit trete.

Es ist geboten, auf diese Kritik mit Nachdruck hinzuweisen, denn aus diesem sehr sonderbaren Vorkommnis gehen zwei Dinge sonnenklar hervor

Das erste ist, daß Oberst Gertsch doch vielleicht nicht ganz Unrecht hatte, als er in seinem Artikel „Mißbrauch der Manöver" alles in der Grundursache auf persönliche Rancüne und Hetzerei zurückführte, die ihn verderben wolle.

Das andere ist, daß die dem Oberst Gertsch feindlich Gesinnten gewaltig Angst hatten vor der Wirkung, die dieses Buch auf das öffentliche Urteil über ihn ausüben könne. In dieser Angst wurde, um Stimmung gegen ihn und sein Buch zu machen, kopflos nicht bloß eine Kritik verfasst, die auf jeden unbefangenen Menschen einen sehr bemühenden Eindruck hervorbringen muß, sondern es wurde auch dieselbe so früh zum Erscheinen gebracht, wie der Anstand verbot und eigene Klugheit hätte verhindern sollen.

Solche Angst war wohl berechtigt. Auf mein Urteil über das Buch soll indessen nicht abgestellt werden. Man darf es als das eines Freundes des Verfassers gerade so gut als befangen hinstellen, wie dasjenige seines Feindes in der „Züricher Post". Der Leser soll selbst urteilen und deswegen sei zum Schluß dieser Darlegungen ein Kapitel aus dem Buche abgedruckt. Es liegt mir fern, dadurch die Art und Weise rechtfertigen zu wollen, wie sich Oberst Gertsch in seinem Artikel „Mißbrauch der Manöver" gegen die vernichtende Verurteilung seiner Führung und seiner taktischen Grundsätze wehrte. Aber davon bin ich überzeugt, daß das Lesen des Buches jedermann, auch seinen geschworenen Feinden, zum Verständnis bringt, warum er sich durch die Verurteilung seines Denkens und Handelns als Truppenführer so schwer verletzt fühlen musste. Und ferner bin ich überzeugt, daß nach dem Lesen dieses Buches jeder unbefangene, gerechte Mann mit mir schwer beklagt, daß nicht der Weg zu finden war, um einen Offizier von dieser Gesinnung und von solcher Kenntnis des Wesens des Krieges in seinem Kommando zu behalten. Le style, c'est l'homme, auch auf dieses muß der Leser des Gertsch'schen Buches aufmerksam gemacht werden.

Als Probe, nach der der Leser sich sein Urteil selbst bilden mag, sei hier aus dem Abschnitt „Lehren des Krieges" das Kapitel „Truppenführung" abgedruckt; derjenige, der dadurch veranlasst wird, das Buch ganz zu lesen, wird erkennen,

*) Vom Russisch-Japanischen Kriege 1904/1905 von Oberst Fritz Gertsch. Zweiter Teil mit 8 Karten. Bern 1910. Verlag von Ch. Künzli-Locher.

daß ich gerade so gut ein anderes Kapitel hätte wählen können.

Das Kapitel „Truppenführung“ lautet:

Truppenführung.

Nach dem russisch-japanischen Kriege sind in allen Armeen die Reglemente neu bearbeitet worden. Die überraschenden Erfolge der Japaner hatten Eindruck gemacht. Die japanische Fechtweise wurde untersucht, und was davon annehmbar erschien, das wurde dem Reglemente einverleibt. Auf diese Weise schaffte sich jede Armee eine moderne Gefechtslehre an, als Grundlage der Truppenausbildung.

Diese Aenderung der Reglemente entspricht der Bedeutung, die überall einem wohl eingeübten Kampfverfahren zuerkannt wird. Und mit der herrschenden Anschauung von der Notwendigkeit bestimmter Grundsätze und einheitlicher Formen des Kampfs, steht es im Einklange, daß der Ungleichartigkeit und Zusammenhanglosigkeit der japanischen Fechtweise Widerspruch entgegengesetzt worden ist. Mit einer Taktik, die oft genug wie Zerfahrenheit und Zersplitterung aussah, konnte man sich nicht befreunden. Daß die Japaner damit Erfolg gehabt hatten, war ganz einerlei. Wo gegen Urgesetze gesündigt wird, da beweist der Erfolg nichts. Ueberdies wurde ein großer Teil der Ursachen der japanischen Siege, nicht mit Unrecht, auf das Konto der Russen gesetzt. Oder es wurde erklärt, japanischer Kriegsführung hätte diese Taktik wohl entsprechen können, ohne daß sie deswegen auch für europäische Verhältnisse verwendbar zu sein brauche. Und endlich wollte und konnte man eine solche Taktik der Grundsatzlosigkeit und der Formlosigkeit überhaupt nicht billigen. Die japanische Fechtweise wurde eben nur nach ihren äußerlichen Merkmalen beurteilt. Nach der im Reiche der Taktik alten Gewohnheit nahm man die greifbare Gestalt für das Wesen. Man suchte Formen und fand wenige, und man suchte Grundsätze und fand keine. Damit stand man dicht vor der längst verkannten Wahrheit und — schritt vorüber.

Das im allgemeinen nicht unrichtig erfaßte Bild japanischer Fechtweise wurde gegen das eigene Kampfverfahren gehalten und dieses nach der Vorlage etwas zugestutzt. So entstund ein Kompromiß, nach dem nun überall wieder grundsätzlich und einheitlich Truppenführung ausgeübt wird.

Doch — Truppenführung ist eine Kunst! wird immerfort im Brusttone der Ueberzeugung und nicht ohne Selbstbewußtsein verkündet. Und das ist richtig, Truppenführung ist eine Kunst. Eine andre Frage ist hingegen die, ob sie auch künstlerisch betrieben werde, und nicht mehr oder weniger handwerksmäßig. Jede Kunst hat unabänderliche Grundgesetze. Ihre Technik kann sich verändern, je nach der Beschaffenheit des ihr eigentümlichen Werkzeugs, und diese je nach dem Kulturstand einer Zeit oder eines Volkes. Aber ihr Wesen bleibt sich ewig gleich. Wechselnd ist auch ihr Niveau, je nach der besondern Begabung der Menschen, die sie pflegen. Und danach gibt es für sie Zeiten der Blüte oder solche des Verfalls. Oder sie bewegt sich zwischendurch auf der Bahn der Mittelmäßigkeit.

Die Geschichte jedes Volkes läßt in der Kriegskunst diese Perioden erkennen. Und wenn sie niedrig stand, so hatte jedesmal die Kultur der Form das künstlerische überwuchert. Das hängt ursächlich mit der allgemeinen Entwicklung der Kriegskunst zusammen. Sie hat den großen Irrtum aufgebracht und fortgesetzt genährt, der über das Verhältnis des Wesens der Truppenführung zu ihrer Form besteht.

Wo immer bedeutsame kriegerische Taten vollbracht worden sind, da waren besondre typische Kampfformen zur Anwendung gekommen. Und regelmäßig hat sie die Geschichte als die Ursache der mit ihnen erfochtnen Siege hingestellt. Noch heute wird das gläubig angenommen. Und doch war die Kampfform nur das Instrument, das in der Hand des Meisters den Umständen angepaßte Verwendung fand. Allgemein genommen war die Form von nebensächlicher Bedeutung. Erst durch die besondre Art des Künstlers, der sie anwandte und der sie deswegen auch bestimmt hatte, wurde sie zu einem Faktor des Sieges.

Diese persönliche Beziehung der Kampfformen zum Führer, der sich ihrer bedienen soll, kann durch alle Abschnitte der Kriegsgeschichte hindurch verfolgt werden. Als die Heere in geschlossner Schlachtordnung auf engem Raume fochten, da bestimmte der Feldherr die Kampfform. Er allein betrieb die Kunst der Truppenführung. Und die Tätigkeit aller Offiziere in der Schlachtordnung war Technik. Sie hatten als Kämpfer das Beispiel zu geben, und im übrigen für Ordnung und Richtung und Distanz zu sorgen. Als veränderte Bewaffnung zu andrer Fechtweise zwang, und die Heere immer größern Raum beanspruchten, da gelangten auch immer mehr Unterführer zu taktischer Tätigkeit, das heißt also zu voller Selbständigkeit in der Bestimmung der Kampfform ihrer Truppe. Denn da muß festgehalten werden: wer Taktik treibt, der ist vollständig frei in der Art der Verwendung seiner Truppe. Wem hingegen die Form zur Verwendung seiner Truppe vorgeschrieben ist, der betreibt nicht Truppenführung im Sinne der Kunst, sondern ihre Technik. Und wenn in der Taktik die Form als das Wesen genommen wird, so ist sie wieder nicht Kunst, sondern Handwerk. Das ist der Fall, wenn die Kampfform vorgeschrieben ist oder nachgeahmt wird.

Eine Kampfform, mit der ein Führer, ihr Schöpfer, die herrlichsten Siege errungen hat, wird in der Hand eines jeden andern weniger wert oder gar unbrauchbar sein. Die Nachfolger Friedrichs des Großen wußten mit der schiefen Schlachtordnung nichts anzufangen. Sie gingen an ihr zugrunde. In der Taktik ist nur das Original ein Kunstwerk. Die Kopie ist wertlos.

In der Erkenntnis dieser Wahrheit lag die wunderbare Macht der napoleonischen Taktik. Napoleon schuf eine Fechtweise, mit der er die Kopie der Schlachtordnung des großen Königs zertrümmerte und die halbe Welt erorberte. Er war der Begründer des Schützenkampfs. Aber das war nur die Technik seiner Kunst. Die Stärke seiner Taktik und das Geheimnis seiner Erfolge lagen nicht in einer von ihm bestimmten Form zur Verwendung der Truppen. Sondern in der weitgehendsten Berücksichtigung der Wahrheit, daß die taktische Form immer original sein müsse, der Eigenart des Führers entsprechend. Daß sie somit in jedem Falle vom Führer selbst zu wählen sei, und ihm weder allgemein noch auch gelegentlich vorgeschrieben werden dürfe.

Der Grundgedanke seiner Taktik war Teilung der Gesamtaktion durch Teilung und durch Gliederung der Kräfte. Dadurch kamen immer mehr Führer niedrigerer Grade, die vorher nur an der Technik der Führung beteiligt waren, zur taktischen Betätigung. Sie bekamen Aufgaben zu lösen und waren in der Wahl der Mittel frei. Dazu gehörte auch die Bestimmung der Form. Einheitlich und deshalb vorgeschrieben waren nur die Elemente des Kampfes, als technische Grundlage der Führung.

Wäre die Entwicklung der Taktik nach napoleonischem Stil weitergegangen, entsprechend der Steigerung des Kampfwerts der Truppen infolge der Zunahme der Waffenwirkung, so wären schon in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Kompagnieführer selbständige Taktiker gewesen, und heute wären es längst schon die Zugführer. Aber das Leitmotiv napoleonischer Kunst sank mit seinem Meister ins Grab. Sowohl romanischem Schematismus, wie germanischer Exaktheit und Gründlichkeit war die von ihm beherrschte Truppenführung zu regellos. Ihre Formen und ihre Grundsätze wollte man festhalten, aber hübsch geordnet und als einheitliches Gemeingut der ganzen Armee. So schuf man aus Formen und aus Grundsätzen eine Methode, legte sie in Reglemente nieder und tötete die Kunst.

Der deutsch-französische Krieg weckte sie zu neuem Leben. Die deutschen Truppen zogen mit einer Fechtweise in den Krieg, in der sie nach Reglementsvorschriften und nach bestimmten Grundsätzen sorgfältig geschult waren. Die Truppe war mit dem Kampfverfahren durch und durch vertraut. Doch kaum in der ersten Schlacht, so erwies sich das reglementarische Friedensgebilde als unbrauchbar. Es fiel in sich zusammen und wurde für immer liegen gelassen. Brauchbar blieb außer dem prachtvollen soldatischen Wesen nur die technische Kampfgewandtheit der Truppe, der Waffengebrauch und die Erhaltung der ihm dienlichen Ordnung in der Kampfeinheit. Und dank der Selbsttätigkeit der Führer, die bei aller Dogmatik der Gefechtsausbildung doch hatte aufzukommen vermögen, und die in ihrer Art durchaus napoleonisch war, erstand auf diesen unverwüstlichen Ueberresten des reglementarischen Kampfverfahrens eine neue Fechtweise.

Die im Frieden mit vieler Mühe und großem Aufwand an Zeit eingeübte offizielle Gefechtslehre hat den Deutschen im Kriege gar nichts genützt. Was von dem geschriebnen Gefechtsverfahren noch in den Köpfen und in den Gliedern steckte, war ihnen nicht Hilfe, sondern Hemmnis. Es trug nur dazu bei, die Verluste zu vermehren. Ihre Erfolge beruhten auf der soliden Schulung der Mannschaft und auf der Fähigkeit der Führer, sich allmählich von der Vorschrift frei zu machen und die Truppe den Umständen entsprechend zu verwenden. Das war die neue Fechtweise, die der Krieg ihnen aufgezwungen hatte. Sie war nur in ihren technischen Elementen gleichartig, die aus der Friedensschulung übrig geblieben waren, in der Tätigkeit des Soldaten und in der Führung der Kampfeinheit. Alles übrige richtete sich nach der Eigenart des Führers und nach seiner Beurteilung der besondern Sachlage, war demnach grundverschieden.

Man sollte glauben, daß daraus für alle Zukunft die richtigen Schlüsse gezogen worden wären. Sie waren so naheliegend! Nämlich, daß es kein einheitliches Kampfverfahren gebe. Daß die Vorschrift und die Einübung eines Verfahrens die Kriegstüchtigkeit nicht fördere, sondern aufhalte. Daß die Kriegstüchtigkeit auf gründlicher Schulung der Mannschaft für den Kampf beruhe und auf der Erziehung der Führer zu kluger Selbsttätigkeit, zur freien taktischen Würdigung der Umstände, unter denen sie zu handeln haben.

Das war die bedeutungsvolle Wahrheit, die der deutsch-französische Krieg lehrte. Sie wurde nicht erkannt. Man steckte noch zu sehr im Banne der einheitlichen Schlachtordnung. Nach dem Kriege setzte man sich hin und schrieb neue Reglemente. Noch einmal brachte man Ordnung in das Durcheinander. Für den Krieg mochte es wohl passen, doch niemals für die Friedensausbildung. Es durfte nicht geduldet werden, daß jeder nach seiner Fasson siegen wollte. Wieder sollten die greifbaren Lehren des Kriegs der gesamten Armee zugänglich gemacht werden. Formationen, Gliederung, Frontbreite, Abstände und Zwischenräume, Bewegung, alles wurde wieder gleichartig und zahlenmäßig zugeschnitten, zu einem Normalverfahren. Die Kunst wurde wieder begraben. Das machten die Deutschen so, und alle übrigen machten es nach.

Im Laufe der Jahre zwang die überraschende Zunahme der Waffenwirkung wiederholt zur Revision des Verfahrens. Aber der einfachen Wahrheit des Krieges rückte man dadurch nicht näher. Im Gegenteil: die Vorschriften für das Gefecht wurden immer zahlreicher, verfeinerter und kleinlicher.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte mit großen kriegerischen Taten und ohne Reglemente begonnen. Zur Neige ging es ohne Krieg und mit dicken Reglementen.

Der russisch-japanische Krieg ist berufen, die große befreiende Lehre, die der deutsch-französische Krieg vergeblich angeboten hatte, zu bestätigen und noch einmal vorzulegen.

Die Japaner hatten ihr Wehrwesen nach deutschem Muster eingerichtet. Ihre Reglemente waren die wörtliche Uebersetzung der deutschen. Ihr trefflicher Mentor, General von Meckel, hatte sie in den Sinn der Vorschriften eingeführt. Und sie waren fleißige und gelehrige Schüler gewesen. Sie hatten Form und Geist der Ausbildung und der Fechtweise vollkommen erfaßt und zogen im festen Vertrauen, wohl vorbereitet zu sein, in den Krieg.

Die Bedingungen des Erfolges waren zu Beginn des Krieges bei den Japanern in jeder Hinsicht dieselben, wie sie zu gleicher Zeit bei den Deutschen gewesen wären: gleiche Schulung und Erziehung der Mannschaft, nach denselben Vorschriften und Grundsätzen, gleiche Tapferkeit der gesamten Truppe, gleiche Intelligenz der Führer. Was sich in der ersten Schlacht bei den Japanern ereignet hat, läßt sich somit vergleichsweise auf europäische Verhältnisse übertragen. Außerdem war das Gelände der ersten Schlachten, am Yalu und bei Nanshan, so beschaffen, daß die deutsch-japanischen Vorschriften für das Angriffsverfahren in allen Einzelheiten zur Ausführung gelangen konnten. Und die Japaner hielten sich genau an sie und — erfochten über einen untüchtigen und an Zahl viel schwächern Gegner einen Pyrrhussieg.

Die unverhältnismäßig großen Verluste gaben ihnen zu denken. Sie sahen ein, daß in ihrer offiziellen Kampfgliederung der modernen Waffenwirkung viel zu wenig Rechnung getragen war. Indem sie dies am eigenen Leibe erfuhren, gingen ihnen auch die Augen auf über die unwiderstehliche Macht des ruhigen, wohlgezielten Feuers ihrer Schützenlinien. Mit der Notwendigkeit erkannten sie auch die Möglichkeit, eine andre Verteilung der Kräfte vorzunehmen, eine vollständig neue Kampfgliederung, nach der Breite wie nach der Tiefe, ein neues Verhältnis zwischen Kampflinie und Reserven, sowohl bezüglich der Stärke wie hinsichtlich der Entfernung. Alles in allem eine andere Verwendung der Truppen zum Gefechte. Genau wie 1870 bei den Deutschen: die vorgeschriebene einheitliche Fechtweise, die in jahrelanger Friedenstätigkeit mit gläubigem Fleiß gelernt und geübt worden war, erwies sich als unbrauchbar, ja als hinderlich, und mußte aufgegeben werden, zu einer Zeit, wo sie ihren Zweck hätte erfüllen sollen. Das ist eine der ernstesten Proben, auf die eine Armee gestellt werden kann. In beiden Kriegen, 1870 und 1904, ist sie von der Partei bestanden worden, deren Heerwesen in allen Teilen in besserer Ordnung war, und die dann auch den Sieg davontrug. Und in beiden Kriegen ist es dem Sieger zu statten gekommen, daß die Vorbereitung des Gegners nicht nur geringer, sondern überhaupt gering gewesen ist, und daß er, als das Friedenskampfverfahren versagte, nicht die Fähigkeit besessen hat, eine Fechtweise anzunehmen, die jeweilen den besondern Umständen Rechnung trug.

Im Grunde war die veränderte Fechtweise, zu der die Japaner nach der ersten Schlacht übergingen, anfänglich nur als eine Lockerung der reglementarischen Kampfgliederung gedacht, gleichsam als eine Erweiterung der Schranken des Reglements. Aber das neue Verfahren konnte nicht mehr geschrieben und die Truppe nicht mehr einheitlich danach geschult werden. Damit war jedoch den versetzten Schranken des Reglements das Fundament entzogen, und der Drang nach geistiger Unabhängigkeit der intelligenten japanischen Führer riß sie vollständig nieder.

Es war genau der Vorgang wie 1870 bei den Deutschen. Auch dort war anfänglich nur eine weitläufigere Gliederung beabsichtigt. Aber das regellose Wesen des Kriegs ließ alle taktischen Normen des Reglements in Vergessenheit geraten. Und wie damals bei den Deutschen verlor auch die Kampfhandlung der Japaner allmählich ihren einheitlichen Charakter und paßte sich immer geschickter der jeweiligen Sachlage an. In größern wie in kleinern Verhältnissen, bis hinunter zur Kampfeinheit. So wurde die japanische Taktik immer ausgesprochener ein Handeln nach Umständen, ohne reglementarische Formen und ohne offizielle Grundsätze, der Eigenart des einzelnen Führers

entsprechend, gemäß seiner persönlichen Auffassung von der Sachlage und nach der Eingebung des Augenblicks — wirkliche Kunst.

Schon in der zweiten Schlacht bewährte sich die neue Kampfführung in überraschender Weise.

Die erste Armee hatte in ihrer ersten Schlacht, am Yalu, über drei vollständige Divisionen und über ein Haubitzregiment verfügt. Sie hatte somit aus 36 Bataillonen und 24 Batterien bestanden. Gegen sich hatte sie sieben russische Bataillone und drei Batterien gehabt. Und die Verluste der Japaner betrugen 900 Mann. Zum weitaus größten Teile war die Garde davon betroffen, gegen die höchstens drei Bataillone und eine Batterie gekämpft hatten.

In der zeiten Schlacht der I. Armee, am 31. Juli, besiegte die 12. Division bei Yushuling und die Garde bei Yangtsuling einen an Zahl ebenbürtigen Gegner. Die 12. Division verlor 420 Mann, die Garde 442.

Die II. Armee hatte in ihrer ersten Schlacht, bei Nanshan, einen Verlust von 3500 Mann. Sie hatte aus vier Divisionen bestanden, und der Gegner aus einer Division.

In ihrer zweiten Schlacht, am 15. Juni, schlug sie das Korps Stachelberg und hatte einen Verlust von 1000 Mann.

Wenn die Japaner nach der ersten Schlacht an ihrer reglementarischen Fechtweise festgehalten hätten, oder wenn sie nicht imstande gewesen wären, sie zu ändern, so wären ihre Verluste schon in der zweiten Schlacht vernichtend gewesen, und der Krieg hätte einen ganz andern Verlauf genommen. Höchst wahrscheinlich hätten die Japaner nicht gesiegt.

Wie die Deutschen 1870, hatten die Japaner ihre Siege nicht dem reglementarischen Kampfverfahren zu verdanken. Sondern, wo dieses Verfahren der Gewohnheit wegen und ohne Rücksicht auf die besondern Umstände gelegentlich wieder auftauchte, da war es nur die Ursache ganz offenkundig nutzloser Verluste, ohne anderseits auch nur im geringsten zum Erfolge beigetragen zu haben. Und wie 1870 lag der Grund des Zusammenbruchs des reglementarischen Kampfverfahrens nicht in dessen besonders ungeeigneten Beschaffenheit. Jeder andern, nach Vorschriften und Lehrsätzen geregelten Fechtweise wäre es ebenso ergangen. Wenn aus der Kampfführung, die den Japanern Erfolg gebracht hat, bestimmte Grundsätze, Formen und Regeln des taktischen Verhaltens abgeleitet und vorgeschrieben würden, so wäre dem so gebildeten Kampfverfahren im nächsten Kriege von vorneherein dasselbe Schicksal beschieden wie der deutschen offiziellen Fechtweise 1870 und wie der japanischen 1904.

Hierin liegt die Lehre, die nach dem deutsch-französischen Kriege unbeachtet geblieben ist, und die der russisch-japanische Krieg aufs neue anbietet. Sie heißt, daß für die Verwendung der Truppen im Gefechte keine Vorschriften aufgestellt werden dürfen. Daß jede offizielle Wegleitung für die Kampfführung die Kriegstüchtigkeit eines Heeres gefährde. Das ist mit andern Worten die alte, aber meistens gedankenlos ausgesprochene, jedenfalls aber seit Napoleon nie mehr berücksichtigte Wahrheit, daß Truppenführung eine Kunst sei.

Die österreichischen Generale, die von Napoleon in Oberitalien geschlagen worden sind, haben über Napoleon nach Wien berichtet, mit dem sei überhaupt nicht Krieg zu führen. Der kenne ja keine Reglemente und halte sich an keine Grundsätze.

Auf diesen Standpunkt Napoleons zurückzukehren, wäre der schönste Fortschritt, den heute eine Armee machen könnte. Das ist die große Lehre des russisch-japanischen Krieges. Im folgenden soll ihre Nutzanwendung erörtert werden.

Der so überaus sachkundige Kritiker der „Züricher Post“ frägt am Schluß seines Ergusses: „Hat man wirklich den richtigen Mann nach Ostasien gesendet?“ — Ich möchte wagen, mit Ja zu antworten.

U. Wille.

Fortschritte?

Kritische Betrachtungen über Infanterie-Ausbildung.

(Fortsetzung.)

II. Die Cadre-Ausbildung.

Gleiche Unterschiede wie in der Rekrutenausbildung lassen sich auch bei der Cadreausbildung konstatieren. Bei dieser soll in Kürze von der Unteroffiziers- und der Offiziersausbildung getrennt die Rede sein, obwohl bei beiden, wo sie ungenügende Resultate aufweisen, der Grund dafür auf die gleiche Ursache zurückzuführen ist, wiederum, wie bei der Rekrutenausbildung, auf das Unvermögen sich beim Unterricht auf das Wesentliche zu beschränken!

Bei der Unteroffiziersschule ist von vorneherein zu berücksichtigen, daß die Neuorganisation hier statt einer Verlängerung eine Kürzung der Schule von 28 auf 20 Tage gebracht hat. In der „Monatsschrift für Offiziere aller Waffen“ widmete Herr Oberstleutnant Kohler vor ein paar Wochen den Unteroffiziersschulen einen Artikel, in welchem er mit Recht über die ungenügenden Resultate, die diese zutage fördern, klagt und die jedenfalls ziemlich übereinsimmend überall empfunden werden.

Diese Klagen werden auch hierseits unterstützt, nur möchte hier auf andere Wege für Abhilfe hingewiesen werden. Abgesehen davon, daß die Dauer der Unteroffiziersschule durch das Gesetz festgelegt ist und daß an eine diesbezügliche Aenderung überhaupt nicht gedacht werden kann, ist es nach unserm Dafürhalten wiederum nicht die Dauer der Schule, die in erster Linie für das Ausbildungsresultat maßgebend ist, sondern die Abgrenzung des Arbeitspensum. Wie bei den Rekrutenschulen darauf hingewiesen wurde, daß bei verkehrten Anschauungen über Ausbildungsfragen in Schulen von viel längerer Dauer keine Soldaten ausgebildet werden können, so verhält es sich natürlich auch mit der Ausbildung von Vorgesetzten und wenn die Klagen über ungenügende Resultate unserer Unteroffiziersschulen noch allgemeiner sind, als die über die Rekrutenausbildung, so ist das leicht erklärlich, da offenbar verschiedenerorts, wo man sich in den verlängerten Rekrutenschulen auf guten Wegen für eine rationelle Rekrutenausbildung befindet, man den richtigen Weg für die Cadreausbildung in der verkürzten Unteroffiziersschule noch nicht gefunden hat.

Man sehe sich die Arbeitspläne für die Unteroffiziersschulen an, sei's denjenigen, den Herr Oberstleutnant Kohler in seinem oben zitierten Artikel abdruckt, seien es solche aus andern Divsionskreisen, die wohl im Großen und Ganzen die gleichen Forderungen aufstellen, und man vergleiche sie mit dem Inhalt des seinerzeit für die längern Schulen alter Organisaton vom Oberinstruktor der Infanterie erlassenen, gedruckten Unterrichtsplan! Man wird finden, daß in keinem einzigen der neuen Arbeitspläne von den Forderungen des früheren etwas fallen gelassen wurde; es muß schon gut gehen, wenn nicht noch irgend eine moderne Liebhaberei beigefügt ist. Daß man aber auch mit durch die verlängerte Rekrutenschule etwas besser vorgebildeten Leuten in 20 Tagen nicht alles, was zur Unter-